

The background of the entire cover is a detailed cross-stitch pattern. It depicts a traditional European half-timbered house with a steep, gabled roof. To the right of the house is a tall, dark evergreen tree. The sky is a vibrant blue, filled with soft, white and yellow-tinted clouds. In the foreground, a bright red, glossy sculpture of a dog's head and neck is positioned in profile, facing right. The dog has a thick, wavy coat and a small, light-colored eye. The overall aesthetic is a blend of traditional textile art and modern sculpture.

MARTIN VORLÄNDER (HRSG.)

# Sehnsuchtsort Heimat

edition  chrismon



MARTIN VORLÄNDER (HRSG.)

# Sehnsuchtsort Heimat

edition  chrismon

## INHALT

Cover

Titel

Impressum

**MARTIN VORLÄNDER**

### **Sehnsuchtsort Heimat**

Vorwort

**SUSANNE BREIT-KESSLER**

### **Einigkeit und Recht und Freiheit**

*Heimat ist da, wo ich sein darf und  
wunderbarerweise genau dadurch Raum auch für  
andere ist*

**SIMON CLASSEN/MARTIN VORLÄNDER**

### **Typisch deutsch**

*Zwei Weseler Jungs bringen „German Döner“ nach  
Kalifornien*

**ANDREA KARLSSON**

### **Einwanderin im eigenen Land**

*Was Heimat für eine Weltenbummlerin bedeutet*

DANIELA BOEHM/MARTIN VORLÄNDER

## **„Die sind wie meine Nachbarn“**

*Der Heimatfilm erlebt sein Comeback – zum Beispiel in der Fernsehserie „Dahoam is Dahoam“*

HANS - JOACHIM BUSCH

## **Heimathafen**

*Über die Kunst, in mir selbst zu Hause zu sein*

LISA KAUFMANN

## **Langstreckenläuferin**

*Eine Suche nach Heimat zwischen DDR-Familiengeschichte und einer Küche in Essen*

## **Was ist Heimat?**

*Künstler aus Syrien diskutieren, wo sie wirklich hingehören*

PAUL WAGNER

## **„Nicht nur sauber, sondern rein!“**

*Kann man mit Heimat Werbung machen?*

DÜZEN TEKKAL/MARTIN VORLÄNDER

## **Die bösen Zwillinge**

*Religiöse Extremisten und Rechtspopulisten  
bedrohen Deutschland*

**MANFRED KITTEL**

## **Kein schöner Land?**

*Auf der Suche nach der vergifteten, verlorenen und  
heilen Heimat*

**GABRIELE KOSACK**

## **Eine Heimat, die es nicht gibt**

*Wenn man als Deutsche auf einer Insel im Indischen  
Ozean aufwächst, bleibt das Fremde vertraut und  
die eigene Herkunft fremd*

**MERON MENDEL**

## **Raus mit der Sprache**

*hatslokhe u brokhe: Ab wann ich mich im Deutschen  
zu Hause fühlen kann*

**MARTIN VORLÄNDER**

## **Spurensuche**

*Eine Reise nach Schlesien in die frühere Heimat der  
Eltern und Großeltern*

**MARKUS SÖDER**

## **Schutz der Heimat**

*Politik zwischen Bewahren und Weiterentwickeln*

**ANTJE SCHRUPP**

## **Zu Hause im Netz**

*Heimat ist für immer mehr Menschen da, wo es  
WLAN gibt*

**MARTIN VORLÄNDER**

## **Das letzte Zuhause**

*Wo ich einmal begraben sein will*

Autorinnen und Autoren

Fotonachweise





VORWORT  
MARTIN VORLÄNDER

# Sehnsuchtsort Heimat

Ich seh' den Kirchturm!" So ging ein Spiel in Kindertagen. Wenn unsere Familie damals einen Ausflug machte, wurden wir vier Kinder auf die Rückbank im Auto gepackt. In den 1970er-Jahren gab es weder Anschnallpflicht noch Kindersitze, da ging das. Das Dorf, in dem wir wohnten, lag hinter einem Hügel in einer Senke. Auf der Rückfahrt versuchte jeder von uns vieren, möglichst gute Sicht nach vorne zu haben. Denn wer zuerst die Kirchturmspitze gesehen hat, rief: „Ich seh' den Kirchturm!" Der oder die hatte gewonnen. Zwar keinen Preis, aber die Ehre, allen verkündet zu haben: Wir sind wieder zu Hause.



Heimat lebt von Erinnerung. Heimat versetzt einen zurück in die Kindheit. Heimat klingt wie die Sprache und der Dialekt des Ortes, an dem ich aufgewachsen bin. Heimat schmeckt für die einen nach Apfelsaft von hessischen Streuobstwiesen, für die anderen nach einem starken türkischen Tee mit viel Zucker. Heimat fühlt sich an wie die Halme der Getreidefelder in Mecklenburg, wenn man mit der Hand darüberstreicht. Oder wie das Rattern der Straßenbahn in München, die vor dem Haus, in dem man groß wurde, vorbeifuhr. Das Geräusch und das Vibrieren des Bodens haben einen als Kind in den Schlaf begleitet.

Heimat hat mit Riechen zu tun. „Ich lebe seit vierzig Jahren in Frankreich“, erzählt eine Frau in der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde in Paris. „Ich bin mit einem Franzosen verheiratet. Meine Kinder sind hier aufgewachsen, meine Enkel hier geboren. Ich bin in Paris zu Hause. Aber seltsam: Ich weiß natürlich, was Veilchen auf Französisch heißt. Violet. Aber wenn ich das deutsche Wort Veilchen höre, dann duftet es.“ Manchmal spürt man erst in der Fremde, was Heimat ist. Für andere ist sie so selbstverständlich wie die Luft, die sie atmen, weil sie schon immer dort gelebt haben.

Wer mag, kann den Praxistest machen: das Wort Heimat sagen und die Augen schließen. Welche Landschaft oder Stadt taucht vor dem inneren Auge auf? Oder kann man sich nicht für ein Bild entscheiden, weil es verschiedene Orte sind, für die man Heimatgefühle empfindet? Angeblich gibt es das Wort Heimat nur im Singular. Stimmt übrigens

gar nicht. Der Duden kennt „Heimaten“. Denn man kann durchaus mehr als eine haben.

Der Begriff Heimat war in Deutschland lange verbrannt. Die Nationalsozialisten haben ihn vergiftet. Sie haben im Namen des deutschen Vaterlandes millionenfach gemordet und die anderen Länder Europas mit Krieg überzogen. Das ist eine Warnung. Heimat als „Wir gegen die“ ist brandgefährlich. Man darf Heimat nicht denen überlassen, die sie zum Kampfbegriff gegen andere machen. In einer Zeit, in der so viele Menschen von zu Hause fliehen müssen, steigt der Wert von Heimat. Die Welt rückt zusammen. Das bringt die Ferne näher. Gleichzeitig wächst die Sehnsucht nach Heimat, je schneller die Welt sich dreht.

In diesem Buch erzählen Menschen davon, was Heimat und Heimaten für sie sind. Sie fragen, wie viel Fremde Heimat verträgt. Kann man Heimat grenzenlos mit anderen teilen? Muss man sie schützen? Wenn man von einem Ort an einen anderen zieht – wann und wie wird die neue Stadt oder das andere Land zur Heimat? Wie oft muss ich eine Straße entlanggegangen sein, bis mein Herz aufatmet, wenn ich in sie einbiege? Wie oft muss ich einen Baum zu allen Jahreszeiten gesehen haben, bis sich meine Seele in die Landschaft eingeschrieben hat? Hinterlässt mein Fuß eine Spur auf der Türschwelle, über die ich täglich ein- und ausgehe? Habe ich von Lebensstation zu Lebensstation meine Heimat in mir wie ein Vademekum, ein „Geh-mit-mir“? Und die letzte Frage: Wo will ich einmal begraben sein? Was sagt das darüber aus, wo ich hingehöre?

Der Glaube an Gott ist für manche so etwas wie eine Heimat, die sie in sich tragen, egal wohin das Leben sie führt. Die Bibel geht radikal mit Heimat um. „Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will“, sagt Gott zu Abraham im Alten Testament (1. Mose 12,1). Die Worte sind wie eine Axt, die mit drei Schlägen die Wurzeln abhackt: Vaterland, Verwandtschaft – und dann noch einen Hieb tiefer: deines Vaters Haus. Abraham soll jede Verbindung kappen. Gott fordert einen radikalen Aufbruch ohne Rückkehr-Ticket.

Das Neue Testament verhält sich ähnlich schonungslos. Jesus zieht durchs Land wie ein heimatloser Geselle. Er hat „nichts, wo er sein Haupt hinlege“ (Matthäus 8,20). Von seinen Jüngern erwartet er, dass sie mit allen Bindungen brechen. Da will sich ihm jemand anschließen, aber vorher noch seinen Vater begraben. „Folge du mir, und lass die Toten ihre Toten begraben“, sagt Jesus zu ihm.

Für so ein Leben ist nicht jeder geschaffen. Aber die Erfahrung kennen alle: Ich besitze nichts ganz und gar, nichts für immer und ewig. Alles habe ich nur auf Zeit, wie geliehen, selbst wenn ich dafür bezahlt habe. Auch das, was ich für unverrückbar halte, meine Heimat, meine Herkunft, mein Elternhaus, der Ort, zu dem ich gehöre und immer zurückkehren kann – selbst der kann mir verlorengehen. „Maikäfer, flieg. Der Vater ist im Krieg. Die Mutter ist im Pommernland. Pommernland ist abgebrannt. Maikäfer, flieg.“ Ein harmloses Kinderlied, das von gar nicht Harmlosem erzählt, nämlich vom Krieg, der die Heimat zerstört.

Es braucht nicht erst einen Krieg, um zu lernen: Heimat ist nichts Festes, kein Besitz auf alle Zeit. Heimat verändert sich. Sie kann mir verlorengehen oder ich kann eine neue Heimat finden. „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ So beschreibt in der Bibel der Verfasser des Hebräerbriefts, wie wir unterwegs sind auf dieser Erde und in unserem Leben (Hebräer 13,14). Keine bleibende Stadt, das klingt nach einer stressigen Unruhe und einer Schutzlosigkeit, die Angst machen kann. „Die zukünftige suchen wir“ – immerhin. Es scheint einen Ort zu geben, an dem ich ankommen darf.

Was also ist Heimat?



# Einigkeit und Recht und Freiheit

*Heimat ist da, wo ich sein darf  
und wunderbarerweise genau  
dadurch*

*Raum auch für andere ist*

SUSANNE BREIT-KESSLER



Susanne Breit-Keßler als Kind (mit Mama) in ihrer neuen oberbayerischen Heimat.

*„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Was für ein Satz aus der Bibel. Mitten ins Herz von Menschen wie Susanne Breit-Keßler, die Heimat nicht einfach nur lieben, sondern brauchen, um stabil zu bleiben. Die Regionalbischöfin von München und Oberbayern erkundet Heimat biblisch und biografisch. „Heimat bedeutet Aufrichtigkeit, Anstand, ja – und Selbstkritik“, so hat sie es erlebt und findet: Wir dürfen Heimat nicht den neuen Nationalisten überlassen.*

**W**ir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebräer 13,14) Dieser Satz aus dem Zentrum des Hebräerbriefts im Neuen Testament lässt keinen Platz für Illusionen. Es gibt kein stetes Zuhause, weil wir unterwegs sind in die Ewigkeit. Und trotzdem geht es nicht anders, als sich mit Herz und Verstand, mit allen Sinnen einzunisten in dieser Welt, bevor man ins seelische Nichts stürzt. Die kleine, vermeintlich russische aphoristische Ironie „Wer sich überall zu Hause fühlt, ist nirgends daheim“ ist geradezu harmlos gegen die Erfahrung, keinen heimatlichen Halt zu haben. Umgekehrt ist es wundervoll zu spüren, dass man da, wo man ist, auch wirklich hingehört.

Als kleines Kind bekam ich von Spielgefährten zu hören: „Du hast keinen Vater, und deine Mutter ist eine Hexe.“ Sie plapperten emsig nach, was sie wohl so ähnlich am Tisch der Eltern gehört hatten. Ein Versuch, mir mein Daseins- und Heimatrecht abzusprechen. Aber meine Mutter, mitnichten eine Hexe, sondern eine starke, tapfere Frau, erläuterte mir verständlich, warum mein Vater zu diesem

Zeitpunkt nicht bei uns leben konnte. Heimat ist keine volkstümelige Idylle, voll mit schunkelnden, bier- oder weinseligen Grinsetrachtlern, die selber braun keinem Schwarzen grün sind, sondern gleich rotsehen. Kein Gebiet, in dem ausschließlich die eigene Meinung Richtlinienkompetenz hat. Heimat ist da, wo ich sein, mich entfalten darf und wunderbarerweise genau dadurch Raum auch für andere ist.

Solche Heimat habe ich dann mit meinen Eltern im Oberbayerischen gefunden, wo man die Liberalitas Bavarica zu leben verstand. Eine voralpenländische Willkommenskultur, die thüringisch-oberfränkisch-schwäbischen Migranten offen stand. Mein Vater wurde geduzt und als Platzwart im Tennisclub sogleich am Stammtisch aufgenommen, meine Mutter galt richtigerweise als gärtnernde Superhausfrau und Löwenmutter. Ich selbst wurde zwar als einziges evangelisches Mädchen in der Klasse kräftig bestaunt, aber wegen meiner Kombination aus offensivem Fleiß und geheimer Frechheit schnell akzeptiert. Niemand von uns musste sich ändern, aber alle drei haben wir uns dort eingefügt, wo es uns sinnvoll und stimmig erschien.

Ich tanzte weiß gekleidet dezent durch die Fronleichnamsprozession, schnupperte in der römisch-katholischen Dorfkirche den Weihrauch, bis mir schwindlig wurde, entdeckte dort für immer meine Krippenleidenschaft. Schaute in der Aussegnungshalle neugierig-schauernd auf die offen aufgebahrten Toten. Meine Mutter brillierte mit ihren gigantischen selbst angebauten Zucchini, überzeugte mit pflegerischem



Können und alternativem, eher traditionellem medizinischen Wissen. Meine Klassenkameradinnen beneideten mich um sie, weil sie sofort losstürmte, wenn ich Ungerechtigkeiten ausgesetzt war. Hatte ich etwas selbst vermasselt, war es mit Rettungsaktionen à la Jeanne d'Arc nichts. Heimat bedeutet Aufrichtigkeit, Anstand, ja – und Selbstkritik.

Mein Vater, der seinen thüringischen Akzent nie wirklich ablegen konnte und wollte, kam bestens mit den Urbayern zurecht. Sie verstanden ihn und er sie – ohne die albernen Untertitel, die heute im Fernsehen schon verwendet werden, wenn jemand bloß Altbayerisch oder Schweizerdeutsch spricht. Man gibt sich keine Mühe mehr, das Heimatidiom des anderen zu verstehen – oder auch einmal staunend stehen zu lassen, was der andere sagt. Heimat bedeutet nicht Simultandolmetschen, sondern den Versuch zu begreifen, was der andere meinen könnte. Das kostet Mühe, braucht Zeit. Aber man ist ja schließlich nicht auf der Durchreise, sondern zu Hause. Als er starb, mein Vater, wurde er auch offen aufgebahrt wie alle anderen. Etwas anderes war gar nicht denkbar.

Und als ich hoffte, ein Lebenszeichen an ihm zu entdecken, und das dunkle Kerzenwachs auf seinem Leichentuch als Blutfleck zu identifizieren glaubte, war es der Friedhofswärter, der die weinende junge Frau behutsam zum Vater führte, damit sie sehen konnte, dass er wirklich tot war. Auch das ist Heimat: Trauer teilen, sich nichts vormachen, miteinander den Kummer tragen. Bei der Beerdigung meines Vaters war das ganze Dorf auf den Beinen, sechs Jahre später bei meiner Mutter auch.

Irgendwann kam dann ein neuer Bürgermeister und bat mich, längst in die Großstadt verzogen, im Kurpark eine Eiche zu pflanzen, schließlich noch einen Apfelbaum an der Landstraße. Heimat heißt, nicht zu vergessen, wer zu einem gehört, Menschen zurückzuholen, und sei es auf einen Besuch, der fruchtbar ist.

Ich bin aus Oberaudorf am Inn, sage ich, wenn man mich fragt, wo ich herkomme. Obwohl ich da gar nicht geboren wurde und auch die ersten neun Jahre meines Lebens woanders verbracht habe. Aber ich komme da her, bin dort daheim, weil ich die Landschaft liebe, den Duft der gemähten Wiesen, den kleinen See, die Trollblumen oben am Berg, die direkte Nachbarschaft Österreichs mit seinen herrlichen Käseläden und Wirtshäusern, die Sprache, den Dialekt. Fragt mich jemand in Europa, wo ich zu Hause bin, sage ich Deutschland, Bayern, München. Das klingt überall gut, auch in Asien. Dort bleibt allerdings Bayern München hängen und ich in einer fröhlichen Fußballspielercharakterisierung. Macht nichts: Heimat bedeutet auch, ich kenne mich aus in dem, was daheim los ist. Kann davon erzählen.

Ich muss mich nicht mit allem identifizieren, was in meiner Heimat geschieht. Aber ich kann Stellung dazu beziehen, ich kann mich dazu verhalten. Wer aus Bayern kommt, wird im Rest der Republik gelegentlich belächelt. Überall sonst auf der Welt sind die Bayern die Deutschen, denen am meisten Anerkennung entgegengebracht wird. Mit beidem muss man umgehen können. Heimat – das ist Solidarität mit und Loyalität zu dem Ort, dem Land, aus dem man kommt, zu der Familie, der man entstammt.

Heimat zu haben bedeutet aber auch, eine kritisch-konstruktive Distanz einzunehmen, wo dies nötig ist. Blut-und-Boden-Ideologie ist zerstörerisch, weil sie das Eigene absolut setzt, obwohl es doch immer einen Schritt zurück braucht, um klarsehen zu können.

Globalisierung heute ist die Chance, diesen Schritt zu tun – und zu sehen, wie andere leben. Sich davon begeistern und manchmal auch erschrecken zu lassen, davon zu lernen im annehmenden und durchaus auch im abweisenden Sinn. Die Ambivalenz ist notwendig, die Chance, angetan, aber auch mal abgestoßen zu sein. Man kann alles verstehen, muss es aber nicht gutheißen, wenn man vernünftige Gründe dafür hat. Es ist ganz falsch, Menschen das Gefühl aufnötigen zu wollen, selbst ein Global Player zu sein, und ihnen das als höchsten Wert zu verkaufen. Was dann passiert, sieht man allenthalben: Die Abwehr wächst, weil wirklich niemand, der von Geborgenheit auch nur eine dumpfe Ahnung hat, sich überall gleich daheim fühlt. Diese Abwehr, weil einem nicht näher vergönnt wird, anderes als fremd und nicht unbedingt nachahmenswert zu empfinden, produziert dumme Nationalismen.

Heimat – höchste Zeit, Kinder, Jugendliche und Erwachsene diese Beziehung wieder in vollen Zügen genießen, ausleben zu lassen. Statt sie aus vermeintlicher politischer Korrektheit zu zwingen, die ganze Welt als ihr Spielfeld zu betrachten. Noch dazu, weil diejenigen, die an vielen Stellen des Globus ein Fähnchen stecken könnten, weil sie dort schon einmal gelebt haben, dort gar nicht wirklich zu Hause sind. Sie bringen ihre Herkunft mit sich,

leben in der Ferne, was sie daheim auch tun, und nehmen nur an, was ihnen brauchbar erscheint. Mit Missvergnügen denke ich an Geschäftsleute, die aus Hongkong nichts anderes zu erzählen haben, als dass dort die Geschäfte 24 Stunden lang offen haben, und die das als zivilisatorischen Gewinn für die Menschheit betrachten.

Diese vermeintlichen Weltbürger sind oft nichts anderes als neuzeitliche Imperialisten, die in eine fremde Heimat wie in ein Wachsbett das eindrücken, was sie – meist wirtschaftlich – für unverzichtbar halten und umgekehrt: Sie nehmen irgendwann nach Hause mit, was Geld bringt. Wer ihnen in Deutschland den Sonntagsschutz entgegenhält, der dem unbegrenzten Gewinnstreben, vor allem aber der Ökonomisierung des Menschen Grenzen setzt, der wird nicht selten als provinziell abqualifiziert, obwohl er doch „nur“ die mühsam errungenen Qualitäten der Heimat propagiert. Urlaubsländer erwecken Begeisterung ob ihrer Strände – dass dort gleichgeschlechtlich lebende Menschen vom Mob durch die Straßen gejagt werden, spielt keine Rolle.

Man wird wieder hinfahren, weil man sich heimisch fühlt. Der eine braucht dazu vertraute Küche, die an fernen Gestaden angeboten wird, der andere delectiert sich an unbekannten Genüssen, um davon dann fachmännisch zu berichten. Sand, Meer, kühle Drinks und bezahlbare Hotels reichen meistens schon dafür aus, eine Wahlheimat für sich zu entdecken. In Wahrheit tun sie das nicht, denn eine wirkliche Heimat zu haben, eine räumliche und geistige, das bedeutet intensive, anstrengende und schmerzliche Auseinandersetzung. Man kann keine ehrliche Beziehung



haben, auch nicht zum Vater- oder Mutterland, wenn man nicht um Harmonien und um Gegensätze weiß. Da gibt es wonnige Momente und solche, in denen es einen fast zerreißt vor Zorn, weil man nichts mehr gut findet.

Heimat, das ist wie in einer Partnerschaft Faszination und Erschrecken, Zustimmung und Empörung, immer aber der dezidierte Wille, verantwortlich mit eigenen Ideen im Diskurs mitzugestalten. Es geht einem um das Ganze. Wenn einem gleich ist, was geschieht, ist die Beziehung zum Partner, zur Heimat perdu, also verloren. Genauso, wenn einem nur das gefällig erscheint, was man sich wohlig herauspicken kann – das andere lässt man dann indolent links liegen. Heimat aber fordert eine persönliche Stellungnahme heraus, eine, die verlangt, genau hinzuschauen. Will ich das, was da bei mir, bei uns geschieht? Gebe ich dem meine Stimme? Oder widerspreche ich, wieder aus guten Gründen? Wie soll meine Heimat, der Ort, an dem ich mich zu Hause fühle, ausgestaltet sein?

Aus all diesen Überlegungen wird schnell klar, dass Heimat keine schlichte Idylle ist. Wer sich die Bewahrung eines Zuhauses für unterschiedliche Menschen auf die Fahnen schreibt, der muss mit dafür sorgen, dass sie alle teilhaben können an dem, was das gesellschaftliche Zuhause bietet. Anteilnahme ist ein Wort, das Empathie und Sympathie mit einschließt. Heimat braucht Teilhabe und Anteilnahme – die Chance, das demokratische Mitreden verwirklichen zu können, zu spüren, dass es Sicherheit, Geborgenheit und Lebensperspektive gibt. Das setzt im Übrigen voraus, dass Politik und Wirtschaft, Kirche